

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 35 (1959-1960)
Heft: 3

Artikel: Guldenhorn wird Sie nie enttäuschen! : Eine handvoll heitere und einige weniger heitere Episoden aus dem Wirken eines jungen Pfarrers
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1073325>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Guldenhorn wird Sie nie enttäuschen!

*Eine handvoll heitere und einige
weniger heitere Episoden aus dem
Wirken eines jungen Pfarrers*

VON ***

der Landstraße? Beide sprechen in Pfarrhäusern häufig vor. Dieser späte Gast gab sich als Ostflüchtling aus. Er sei Ingenieur, heimat- und brotlos, sagte er. Wir behielten ihn über Nacht.

Während des Nachtessens erzählte unser Gast seine Leidensgeschichte, von Krieg, Gefangenschaft, Flucht, und wie er Haus und Heim verloren hatte. Er wies verschiedene Papiere vor. Er wolle weiter nach Südfrankreich, sagte er. Am nächsten Tag nahm er wirklich Abschied. Aber zehn Tage später kam von ihm ein Telephonanruf von irgendwoher. Er sei am Verzweifeln bei dieser bitteren Kälte, kein Brot, kein Obdach, keine Arbeit. Er kam wieder zu uns – und blieb einige Wochen lang. Guldenhorn machte sich in Haus und Garten nützlich. Er war zuvorkommend, hilfsbereit und bescheiden. Da und dort sprach er bei großen Firmen vor. Abends erzählte er aus seinem Leben und seinen Reisen vor dem Krieg. Erzählen konnte er! Er wurde da und dort eingeladen und zog in seiner bescheidenen und korrekten Art hoch und niedrig in den Bann.

Pfarrhausromane und Tagebücher von Landpfarrern sind zur Zeit eher aus der Mode gekommen. Welches auch die Ursache dieser Erscheinung sein mag, so liegt sie doch bestimmt nicht daran, daß ein Pfarrer heute weniger erlebt.

Am Abend eines kalten Wintertages stand er vor unserer Pfarrhaustüre, ein kleiner Mann, mit etwas eingefallenen Wangen und müdem Blick. Er trug ein schäbiges Köfferchen in der Hand. War es ein Hausierer, oder ein Bruder

Kein Mensch schöpfte je Verdacht. Selbst beim Gemeindeammann hatte er sich gemeldet. Abendlang befand er sich allein im Pfarrhaus. Wir empfanden ihm gegenüber keine Spur von Mißtrauen. Immer häufiger sprach er von einem Freund in Übersee, der auf ihn warte und ihm eine gute Stelle verschaffen könne. Der Tag der Abreise kam, Guldenhorn versprach uns, sofort aus Deutschland und später aus Übersee Bericht zu geben. «Guldenhorn wird Sie nie enttäuschen!», diese, seine oft wiederholten Worte klingen mir heute noch im Ohr. Das Reisegeld nach Übersee war ihm von verschiedenen Seiten vorgestreckt oder gespendet worden. Neue Kleider und Schuhe und die gute Kost einiger Wochen hatten aus Guldenhorn einen feinen Herrn gemacht.

Kurz nach seinem Verschwinden traf aus einer Grenzstadt der erste Brief von ihm ein. Dann hörten wir lange nichts mehr von ihm. Aber eines Tages hielt mir ein Kollege ein illustriertes Blatt unter die Nase: «Da schau, hat dieser Kerl nicht eine Ähnlichkeit mit jenem Guldenhorn, der sich einmal in Eurem Hause aufhielt?» fragte er mich. Ein Blick auf das Blatt, und ich war im Bild! Das war unverwechselbar unser lieber Guldenhorn. Die sensationelle Überschrift jedoch lautete ganz anders: «Der lang gesuchte Heiratsschwindler K. endlich verhaftet.» Dem Titel folgte eine lange Seite mit Bildern und Berichten über die Untaten, die der Mann unter verschiedenen Namen vollbracht hatte. Dank einer großen Polizei-Razzia war er nun unter dramatischen Umständen verhaftet worden.

Ja, es gab nichts daran zu rütteln, unser lieber Hausgenosse hatte sich als ein seit langem polizeilich gesuchter, gerissener Schwindler und Gauner entpuppt.

Zu Hause empfahl ich meiner Frau, sich vorerst ordentlich und fest hinzusetzen. Als das geschehen war, sagte ich: «Endlich haben wir Nachricht von Guldenhorn.» «Von Übersee, ist er in V. angekommen?» «Nein, liebe Frau, er kam nur bis Z, da lies.»

Für die folgenden Tage fehlte es uns am normalen Appetit. Wir wußten nun, daß dieser Mensch, der einige Wochen unter unserem Dach lebte – nur 50 Meter vom Polizeiposten entfernt – ein Verbrecher war, der übrigens bei seiner Verhaftung einen geladenen Revolver auf sich getragen hatte.

Wir haben «Guldenhorn» später während der Untersuchungshaft gesehen. Er schien um

Jahre gealtert. Auf die Frage des Richters, warum er sich denn bei uns, außer seinen lügenhaften Angaben und dem Vorweisen von gefälschten Papieren, nichts habe zuschulden kommen lassen, antwortete er: «Ich durfte dort wieder einmal ein Mensch sein, dem man Vertrauen schenkte. Ich hätte dieses Vertrauen nie mißbrauchen können . . .»

Er erhielt einige Jahre aufgebremst. Mit Recht. Wir aber mußten noch lange hören, daß unsere Gastfreundschaft und unser Vertrauen Fremden gegenüber zu weit gehe.

Meine Frau hat ihm dann auf Weihnachten ein Päckchen mit ein paar Worten ins Gefängnis geschickt, und noch heute zeigen wir hin und wieder auf einen Gegenstand in unserer Haushaltung und erinnern uns lachend: «Dar- an hat unser Guldenhorn noch gearbeitet und geflickt!» Woran er heute arbeiten mag?

Das Wochengebet

Wohl jeder junge Pfarrer wüßte von etlichen ergötzlichen Startschwierigkeiten als Anfänger im Amt zu berichten. Als blutjunger Pfarrer mußte ich wegen irgend einer Sammlung eine Frau aufsuchen. Auf dem Platz vor dem großen Bauernhof wandte ich mich an einen alten Mann, der mit Holzhacken beschäftigt war: «Könnte ich Frau B sprechen?» Der Mann ging wortlos dem Hause zu und rief mit knarrender Stimme gegen die Küche hin: «Mueter, es wott e Bürschtel zu dir.» Oder ich erinnere mich an jenen Reisenden, der mich unter der Pfarrhaustüre mit der Frage überraschte: «Isch de Vater deheim?»

Damals war ich sogenannter Lernvikar irgendwo im Schweizerland. Als letzter Rest eines früheren Wochengottesdienstes war in dieser Gemeinde noch das sogenannte «Wochengebet» geblieben. Jeden Freitag um neun Uhr kamen alle Wöchnerinnen der großen Gemeinde, die in der letzten Zeit einem Kinde das Leben geschenkt hatten, zu einem kurzen Dankgebet in der Kirche zusammen. Der allgemeine Brauch verlangte, daß der Gang zu diesem Wochengebet der erste Ausgang der Mutter war.

Dieses «Wochengebet» wurde mir als eine meiner ersten Amtshandlungen anvertraut. Mein Patron gab mir den Wink, mich nach Schluß des Gebetes zu den Frauen zu begeben, um sie zu dem freudigen Ereignis mit ein paar

freundlichen Worten herzlich zu beglückwünschen.

Die kleine Feier verlief ohne Zwischenfälle. Mutig stürzte ich mich nach dem Segenswort auf die in der vordersten Reihe der Kirche sitzenden Frauen, bot der ersten die Hand und sagte: «Ich gratuliere Ihnen herzlich zu der Geburt des Kindleins.» Die junge Frau sah mich seltsam, fast etwas vorwurfsvoll an und deutete nach rechts. Und schon wandte ich mich nach rechts, zu einer Frau, die schon mehrmals Mutter sein mußte. Ich wiederholte mein Sprüchlein. Auch bei ihr rief es einen seltsam fragenden Blick hervor, und dann ein Lächeln in den Mundwinkeln. Bei der dritten Mutter kam mir meine Gratulation schon zaghafter über die Lippen. Und bei der vierten und fünften, wieder einer jungen und einer ältern Frau, konnte ich meine Glückwünsche nicht schnell genug anbringen. Irgend etwas schien da nicht zu stimmen. Aufatmend verließ ich die Kirche.

Einige Tage später berichtete mir mein Patron am Mittagstisch lachend, ich hätte es da mit meinen Gratulationen etwas zu weit getrieben. Unter den fünf Frauen, die ich mit meinen Glückwünschen bedacht habe, seien eigentlich nur zwei dazu berechtigt gewesen. Meinem Diensteifer waren außer diesen noch eine junge ledige Hebamme und ferner zwei rüstige Schwiegermütter zum Opfer gefallen.

Bei den nächsten «Wochengebeten» ging ich dann mit vermehrter Vorsicht ans Werk.

Das heilende Bad

Ein eigenes Kapitel bilden die Haushalthilfen in einem Pfarrhaus. Aus begreiflichen Umständen kommt eine Frau Pfarrer nicht selten dazu, Töchter aufzunehmen, die nicht den Anforderungen entsprechen, die andernorts gestellt werden. So war auch unsere erste Haushalthilfe ein Mädchen, das wir mehr aus Mitleid mit den geplagten Eltern eingestellt hatten, das diesen zu Hause aus verschiedenen Gründen eine Last bedeutete. Lisi war klein an Wuchs und im Geiste etwas zurückgeblieben, dafür jedoch von einer fast erschreckenden körperlichen Behendigkeit und mit einem geschliffenen Mundwerk versehen. Für Sauberkeit besaß es weder Gefühl noch Verständnis. Tischmanieren waren ihm schwer beizubringen. Dafür lachte, wo immer es etwas zu lachen gab, Lisi schallend mit. Fiel hin und

wieder am Tisch eine humoristische Bemerkung, oder wies man Lisi mit Humor zurecht, platzte es gleich los und hat uns so mehr als einmal unsere Rösti verregnet.

Lisi fand immer wieder den Rank, auszukneifen, wenn es irgendwo ein Hosenbein in der Nähe wußte. In dieser Hinsicht erwies es eine erstaunliche Schlaueit. Von Botengängen und Einkäufen kehrte Lisi meist stundenlang nicht zurück.

Eines Tages erhielt es den Auftrag, in der Küche allerlei kleine Tüchlein zu bügeln. Wir waren auswärts, und meine Frau wollte auf diese Weise Lisi im Hause beschäftigt wissen.

Doch was mußten wir bei unserer Heimkehr antreffen! Einen halb verkohlten Küchentisch, Rauch und Gestank im ganzen Haus und ein in Tränen aufgelöstes Lisi. Zum Glück war meine Schwägerin früher als gewöhnlich nach Hause gekommen, sonst wäre die Küche bestimmt in Flammen aufgegangen. Lisi hatte sich zwar auftragungsgemäß ans Glätten der Tüchlein gemacht, dann aber war die Versuchung in Gestalt eines Bäckerburschen aufgetaucht, worauf Lisi fluchtartig die Küche verließ und sich zu einem gemütlichen Plauderstündchen übers Gartentor hängte, während sich drinnen in der Küche langsam, aber ständig das Glätteisen in den neuen Küchentisch hineinfraß.

Unser Lisi stach immer wieder der Gwunder, was draußen, oder in der Nachbarschaft vorging. Es hing, wann und wo es nur konnte, seinen Strubelkopf über eine Fensterbrüstung und schwatzte oft von dieser Warte aus mit vorübergehenden Leuten. Eines Tages glaubte sich Lisi allein im Pfarrhaus. Im ersten Stock befand sich das kleine Badezimmerchen mit einem Fenster unmittelbar über der Badewanne. Diese war an jenem Tage mit Kleinväsche und kaltem Wasser gefüllt. Lisi hätte in diesem Badezimmer den Spiegel reinigen sollen, aber es verspürte dazu keine Lust. Es zog vor, sich die Welt einmal zum kleinen Badezimmerfenster hinaus anzusehen. Es überkletterte die Wanne, lehnte sich weit über die Brüstung des geöffneten Fensters hinaus und vergaß bald den Spiegel und alles andere, denn es war ihm gelungen, einen jungen Burschen zu einem gemütlichen Plausch herbeizulocken. Aber auf einmal öffnete sich die Badezimmertüre. Dies hören und sich mit einem kühnen Sprung nach rückwärts retten zu wollen, war für Lisi eins. Es verfehlte jedoch das

Ziel und landete, vor den Augen der erstaunten Pfarrersfrau, rücklings in der gefüllten Wanne. Was alle unsere Mahnungen nicht vermocht hatten, dieses unfreiwillige Bad heilte Lisi wenigstens von seinen Fensterplauderstündchen.

Die falsche Melodie

Für den Dienst an der Orgel war auf Sonntag nach Pfingsten eine Stellvertreterin aufgeboten. Das junge Mädchen hatte sich gewissenhaft vorbereitet. Die alte, baufällige Orgel stand damals noch vorn im kleinen Chor, dicht neben der Kanzel. Diese Kanzel hatte eine etwas sonderbare Form und einen fast geheimnisvollen Zugang, so daß ein kleiner Bub, der erstmals mit seiner Mutter im Gotteshause saß, die Frage stellte: «Wie chunnt de Maa in die Chischte ufe?»

Von dieser kistenförmigen Kanzel sah ich direkt zur Orgelbank hinunter. Der Gottesdienst begann mit einem wohl einstudierten Orgelspiel, aber nach der Ankündigung des ersten Gemeindeliedes trat zuerst eine lange Pause ein. Hatte wieder einmal die alte Orgel versagt? Ich äugte vorsichtig über die Kanzelbrüstung zur Orgel hinunter. Dort sah ich Fräulein A. nervös irgend etwas suchen. Endlich schien sie es gefunden zu haben. Die Orgel setzte ein. Aber wie? Das war doch nicht die Melodie des angekündigten Liedes! Zaghaft begannen einige Glieder der Gemeinde zu singen, wurden stutzig, hörten auf, setzten von neuem ein. Text und Melodie paßten jedoch nun einmal einfach nicht zusammen. Der Gemeindegesang erstarb mehr und mehr. Die letzten drei Strophen spielte die Aushilfsorganistin solo.

Beim zweiten Lied wurde die Katastrophe noch deutlicher. Ich mußte mit der Hand ein deutliches Zeichen zum Abbruch geben, denn schon wieder hatte sie ein anderes als das angekündigte Lied in Angriff genommen.

Eine peinliche Pause entstand. Ich stellte bei Fräulein A. ein aufgeregtes Blättern fest, worauf die Orgel erneut einsetzte. Aber das nervös gewordene Fräulein hatte wiederum nicht das richtige Lied getroffen. In der Gemeinde begann man zu tuscheln. Fräulein A. mußte die Strophen wiederum solo spielen.

Foto: Theo Frey
Rauhreif

WOHER STAMMT DIESES WORT?

Helsete

Es gibt Wörter, deren Ursprung leicht zu erraten wäre, wenn sich ihre Rechtschreibung nicht mit der Zeit geändert hätte. Über die Herkunft von *Eltern* könnte man sich den Kopf zerbrechen, bis man hört, daß sich das Wort eigentlich *Ältern* schreiben müßte. Ganz ähnlich steht es mit unserem Ausdruck *Helsete*, eigentlich *Hälsete*. Allerdings ist damit noch nicht viel gewonnen, denn welcher Zusammenhang sollte wohl bestehen zwischen *Hals* und *Helsete*, Geschenk?

Wenn vor Jahrhunderten ein Dichter schrieb: er *hälsete* sie, dann meinte er damit: er schlang die Arme um ihren Hals und küßte sie (den Liebhaber bezeichnete das Mittelalter als den Buhlen oder den Helser). Nennt man nun das Geschenk *Helsete*, weil der Beschenkte dem Geber dankt, indem er ihm um den Hals fällt? Bei näherem Zusehen ergibt sich ein viel konkreterer Sachverhalt: *helsen* bedeutet *um den Hals hängen*. Der Pate hängte ursprünglich dem Täufling sein Geschenk an einem Band oder an einem Kettelein um den Hals, und das Angehängte war die Helsete. Andernorts war es auch Sitte, dem Neugetauften die Gabe an den Arm zu binden; so entstand der Ausdruck *Angebände*.

Die Helsete war ursprünglich das Taufgeschenk des Paten, später das von ihm jährlich gespendete Geschenk und schließlich das Geschenk überhaupt, das man früher nicht wie heute am Weihnachtstage, sondern am Neujahr überreichte.

Johannes Honegger



Die Wirtschaft ist nicht alles

Die «Sieben» der Kleinen Freihandelszone verzichten gemäß Stockholmer Vertrag bewußt auf eine politische Integration. Sie wollen ihre staatliche Autonomie nicht preisgeben. Welcher Unsinn in den Augen derjenigen, die an die Macht der großen Räume und der großen Organisationen glauben! Für sie ist es klar, daß nichts anderes als die Schaffung eines einheitlichen – wirtschaftlich und politisch einheitlichen – Europas, die Schaffung des Großraumes, die Bedingungen schaffen kann, die einen höheren Lebensstandard ermöglichen.

Wir sind nicht dieser Meinung. Wir glauben, daß der *Kleinstaat* dem heutigen Menschen viel eher Heimat sein kann als der Großstaat. Mag sein, daß er weniger wirtschaftlich arbeitet, weniger Serien produzieren kann. Aber er erhält dem Menschen ein Heimatgefühl, das ihn zu erstaunlichen Leistungen befähigt, die im großen Raum des Machtstaates fehlen.

Die Wirtschaft ist wichtig, aber sie ist nicht alles. Es braucht ein Etwas an Überblickbarkeit, an Angemessenheit der Verhältnisse, an Beherrschbarkeit der Umstände, die vorzüglich im Kleinstaat vorhanden sind, der à la taille de l'homme zugeschnitten ist.

Man könnte sagen, daß dem Menschen die höchste Produktivität nichts nützt, wenn er sie nicht genießen kann, wenn der Mensch als Ganzes nicht auf seine Rechnung kommt. Nicht daß wir nicht die weite Welt liebten und uns dort nicht kämpfend betätigten. Aber wir wissen, daß die Wurzeln unserer Kraft zu Hause, im kleinen, eigenen Hause sind. Das Selbstgestalten des Lebens hat Reize und bringt Befriedigung, die nie erreicht wird im großen gleichgeschalteten Raum.

Aus einem Referat von Dr. Hans Schindler, gehalten anlässlich der Generalversammlung der Maschinenfabrik Oerlikon

Kein Wunder, daß auch die Predigt dann nicht so recht zu Herzen ging.

Das Schlußlied hingegen tönte nach Wunsch von der Orgel her. Was war geschehen? Fräulein A., knapp vor Beginn des Gottesdienstes in der Kirche angekommen, hatte sich in der Eile auf das neue Choralbuch gesetzt, ohne es zu merken, und in der Aufregung zum alten Choralbuch gegriffen, dessen Nummern, da eben das neue Gesangbuch eingeführt worden war, mit diesen nicht übereinstimmten. Erst während der Predigt hatte sie dann gemerkt, daß sie auf dem von ihr gesuchten neuen Orgelbuch in ihrer ganzen Breite saß.

Das Taufwasser

Aber nicht nur Orgelbücher haben ihre Tücken. Das mußte ich als junger Stellvertreter einmal selbst erfahren. Ich hatte in der Kirche zu H. Predigt und Kinderlehre zu halten. Auch eine Taufe war angemeldet.

Ich stellte mich hinter dem Taufstein auf, dessen hölzerner Deckel zur Hälfte zurückgeklappt war. In der Kirche herrschte eine dämmrige Dunkelheit. Erwartungsvoll sah die Gemeinde auf den jungen Stellvertreter. Mit mächtigen Tönen setzte die Orgel ein.

Vorsichtigerweise blickte ich in die Wölbung des Taufsteines hinunter, um mich zu vergewissern, ob der Sigrüst nicht etwa das Taufwasser vergessen habe. Ich konnte aber mit dem besten Willen kein Wasser auf dem Grunde sehen. Mir wurde angst und bang. Sollte ich am Ende . . ., oder stand vielleicht irgendwo eine Kanne, die ich benutzen mußte? Weit und breit war keine solche zu entdecken.

Was sollte ich tun? Etwas mußte geschehen. Jeden Augenblick konnte die Orgel verstummen. Da bemerkte ich ganz vorn in der Kirche den Sigrüst. Schnell trat ich zu ihm und flüsterte ihm zu, wo dann das Taufwasser sei. Er deutete mit gestrecktem Zeigefinger nach unten und runzelte die Stirne. «Wieder so ein Anfänger», mag er gedacht haben. Ich trat, so klug wie zuvor, zum Taufstein zurück. Die Orgel war verklungen, aber Taufwasser hatte ich noch keines gefunden. Der Sigrüst hatte nach unten gedeutet. Befand sich vielleicht unten im Sockel des Taufsteines eine Nische mit einem Kännchen? Weder eine Nische noch ein Kännchen ließ sich feststellen. Ich war zum äußersten entschlossen. Sollte ich laut nach Taufwasser rufen, oder durfte ich eine

«trockene Taufe» vollziehen? Verzweifelt beugte ich mich über den Rand des Steines und spähte noch einmal ins Dunkle. Kein Wasser war zu sehen. Die Gemeinde begann unruhig zu werden. Da griff ich mit dem ganzen Arm in die gähnend dunkle Leere, und, o Wunder, ich fühlte, daß ganz auf dem tiefen Grunde des Beckens sich Wasser befand, soviel Wasser, daß ich die Taufe mit einem tropfenden Ärmel vollziehen mußte.

Die Liturgie

Da unser Pfarrhaus etwas abseits vom Dorfe lag, beschlossen wir, uns einen Hund anzuschaffen. Der Neufundländer fühlte sich bei uns von Anfang an wohl. So wohl, daß er sich an Hausschuhen und andern Dingen gütlich tat und auch vor Büchern wenig Respekt zeigte.

Unglücklicherweise fügte es sich, daß ich ihn eines Morgens für eine Stunde im Studierzimmer allein lassen mußte. Nach meiner Rückkehr bot sich mir ein schauerliches Bild der Verwüstung. Der Hund hatte sich in seinem Groll über seinen Stubenarrest über das kleine Tischchen in der Ecke hergemacht. Hier lag ein zernagtes Tischtuch, dort ein zeretztes Gesangbuch und da, o Schreck, die Reste meiner Liturgie, jenes stattlich eingebundenen Buches, das allsonntäglich auf der Kanzel benützt wird. Der Teppich war übersät mit Fetzen, der zernagte Einband zeigte deutliche Spuren von scharfen Zähnen. Mit diesem Buche konnte ich unmöglich je wieder die Kirche betreten. Jedermann hätte merken müssen, daß diesem Band nicht der Zahn der Zeit, sondern andere Zähne mitgespielt hatten.

Dies geschah an einem Freitag. Eine zweite Liturgie besaß ich nicht. Für Samstag war zudem eine Trauung angemeldet. Was tun? Ich hängte mich ans Telephon und meldete der Kirchenschreiberei, daß ich so rasch wie möglich eine neue Liturgie haben sollte, da mir meine einzige von unserem jungen Hund soeben teilweise aufgefressen worden sei.

Zunächst folgte eine Minute des Schweigens, dann hörte ich die entrüstete Stimme des Fräuleins am andern Ende des Drahtes: «Aber Herr Pfarrer, das Studierzimmer ist doch kein Aufenthaltsraum für junge Hunde.» Das mußte ich natürlich zugeben, aber dennoch darauf bestehen, daß ich sofort eine neue Liturgie brauche. Das Fräulein bei der Kirchen-

schreiberei hat sich dann auch offenbar von diesem seltsamen Notschrei eines jungen Pfarrers bald erholt. Ich erhielt die neue Liturgie postwendend.

Die übermüdete evangelische Fürsorgerin

Damals waren wir bereits in unserer zweiten Pfarrei tätig. Wiederum in der Diaspora. Eines Tages fiel mir ein Aufruf eines Kirchenblattes in die Hände: «Für übermüdete evangelische Fürsorgerinnen aus Deutschland werden noch einige Freiplätze gesucht.» Telephonisch meldete ich mich beim unterzeichneten Kollegen an, der sich über unsere Bereitschaft erfreut zeigte.

Später erhielten wir Namen und Adresse unseres Gastes, und die Zeitangabe der Ankunft der Fürsorgerin in der benachbarten Stadt. Ich verständigte die Vermittlerin, daß ich Fräulein H. am Bahnhof mit dem Auto abholen werde. Ein Erkennungszeichen wurde leider keines vereinbart.

Zur festgesetzten Zeit pilgerte ich auf dem Perron auf und ab. Der Zug fuhr ein, eine Menge Menschen ergoß sich über den Perron und dem Ausgang zu. Ich hatte mir so ungefähr ein Bild von einer übermüdeten deutschen Fürsorgerin gemacht. Aber wie diese finden? So umkreiste ich bald diese, bald jene mit Gepäck versehene Frauensperson. Zweimal wandte ich mich in Hochdeutsch an Frauen, von denen ich vermutete, die Gesuchte zu finden. Sie waren es nicht. Auch im Wartesaal schien sich keine übermüdete Fürsorgerin aufzuhalten. Endlich fand ich sie doch auf dem Perron. Aber sie sah gar nicht nach Übermüdung aus, trotz der langen Reise. Der Höhepunkt folgte dann zu Hause. Fräulein H. wurde ein Bad bereitet, dann legte sie sich zu Bett. Gegen sieben Uhr stieg meine Frau mit dem wohl zubereiteten Nachtessen auf dem Servierbrett die Treppe hoch.

Kaum zwei Minuten später betrat meine Frau atemlos mein Studierzimmer. «Ich muß mich einen Augenblick setzen», sagte sie. «Stelle dir vor, ich trete ans Bett von Fräulein H., da stellt mir diese evangelische Fürsorgerin die Frage, wann morgen die Frühmesse sei. Ich hätte vor Überraschung fast das ganze Nachtessen fallen lassen.»

Ausgerechnet in unserem evangelischen Diaspora-Pfarrhaus eine katholische Fürsorgerin zur Erholung. Das würden unsere Leute nicht

verstehen, insbesondere wenn sie nun jeden Tag zur Frühmesse hinauspilgerte. Das Ganze erinnerte mich an einen Vers: «Ja, da muß wohl an der Leitung...» Hatte man nicht Freiplätze für evangelische Fürsorgerinnen gesucht? Auch mein Amtskollege X war höchst erstaunt. Am nächsten Morgen unterhielt ich mich mit Fräulein H. eingehend über diese Frage. Wir erklärten uns sofort bereit, ihr einen Platz in einer befreundeten katholischen Familie zu suchen, falls sie sich in unserem protestantischen Pfarrhaus nicht wohl fühle.

Wieso Fräulein H. in der Reihe der evangelischen Fürsorgerinnen figurierte, blieb ungeklärt, aber sie ist dann gerne in unserem Hause geblieben. Die Kleinen hatten es ihr besonders angetan, und es wurden für sie und für uns schöne Tage. Sie besuchte sogar einmal unseren Gottesdienst und nahm an den Ausflügen unserer Jugendgruppe teil.

Der Roller

Zum Aufgabenbereich eines meiner Amtskollegen gehörte unter anderem, jeden Monat einmal auf der Berghöhe oberhalb seines Pfarrdorfes einer kleinen Gruppe dort ansässiger Berner Bauern das Wort zu verkündigen. Der Weg war weit und ziemlich steil. Deshalb anbot sich einmal der Sigrist, der Besitzer eines Rollers war, den Pfarrer hinaufzuführen. Die beiden fuhren los, mein Kollege natürlich feierlich schwarz im Gehrock, wie es sich gehört, und Bibel und Liturgie unter dem Arm. Anfänglich ging alles planmäßig, aber weiter oben wurde die Steigung größer und größer. Der Roller hatte mehr und mehr Mühe, sich unter der Last der beiden vorwärtszubewegen. Aber die Stunde des Predigtbeginns war bedrohlich in die Nähe gerückt. Da machte der Sigrist dem Pfarrer den Vorschlag, allein weiterzufahren. Die Kunst, ein solches Vehikel zu meistern, sagte er, sei kinderleicht, er könne ja ohnehin bei diesen Straßenverhältnissen nur im ersten Gang fahren. Der Sigrist bereitete alles für einen reibungslosen Start vor, Liturgie und Bibel wurden hinten leicht aufgeklemmt und schon entschwand der Fahrer um die nächste Kurve.

Aber kaum war der Sigrist um zwei Felsen herum weiter vorgerückt, bot sich ihm in der nächsten Kurve ein seltsames Bild. Sein Roller lag wie ein Tier, dem sämtliche Glieder ausgerenkt wurden, auf der Nase. Noch zuckte

und röchelte der Motor. Des Pfarrers Gehrock hing auf einer Seite in Fetzen, Liturgie und Bibel lagen im Staub und Geröll der Straße. Der Pfarrer selbst saß in höchst unwürdiger Stellung am Straßenbord und rieb sich das rechte Bein. Er war wohl nahe daran, das zu tun, was ein amerikanischer Pfarrer einst gerne getan hätte, als ihm bei einem Bankett die heiße Sauce in den Nacken geschüttet wurde und er jäh aufspringend die Frage stellte: «Dürfte ich einen der Herren Nicht-Theologen bitten, meinen Gefühlen Ausdruck zu geben!»

Seit jener denkwürdigen Jungfernfahrt trägt mein Amtsbruder eine höchst verständliche Abneigung gegen solche kleinrädige Vehikel im Herzen!

Not an Volk und Armee

Später lernte mein Kollege das Autofahren. Sein feierliches Schwarz paßte allerdings nicht ganz zu seiner hellen 2-PS-Citrone, an der vor allem die Dorfbuben Freude hatten. Aber das Fahren verstand er. Nur einmal hat er seine Kunst, ein Fahrzeug zu beherrschen, doch überschätzt. Das war so gekommen: Gegenüber dem Pfarrhaus dehnt sich ein weiter Platz, der den Schulen zum Turnen dient. Hier stellte auch der Zirkus, zum Ärger meines Kollegen, seine Zelte auf, der seine Predigt oft unter Löwengebrüll und Hyänengeschrei studieren mußte. Aber damals waren auf jenem Platz keine Raubtiere untergebracht, es standen auf ihm einige schwere Hürlimann-Traktoren der Armee.

An einem freien Nachmittag war es einigen Schulbuben gelungen, eines dieser schweren Ungetüme in Fahrt zu bringen. Es rollte langsam stotternd über den weiten Platz. Die Buben waren schon lange abgesprungen und rannten hinterher. Weit und breit befand sich niemand, der diese Maschine hätte zum Stehen bringen können, und dabei war der Platz auf zwei Seiten von Straßen und an einer Seite von einem Flüschen begrenzt. Das Ende mit Schrecken war abzusehen.

Da kam einem der Dreikäsehoch der Blitzgedanke, daß ihr Pfarrer ja Autofahrer sei und sicher helfen könne. Er rannte zum Pfarrhaus hinaus, läutete ungestüm und bat den herbeieilenden Pfarrer um Hilfe in höchster Not.

Ja, Not war am Mann, Not an Volk und Armee, denn das schwere Vehikel war bereits über die Platzmitte hinausgerollt.

Der Pfarrer, von einer Amtshandlung her noch im feierlichen Gehrock, setzte hinter dem Hürlimann her, schwang sich geschickt mit einem Bein auf die hintere Achse und fing an zu hebeln und manipulieren. Es ging nicht, es ging einfach nicht. Das Ungestüm rollte weiter, über seinen Sattel gebeugt versuchte der Pfarrer im Gehrock, wenigstens das Steuerrad in die Finger zu bekommen. So drehte er, auf

einem Bein stehend eine gute Runde über den weiten Platz, vor den Augen und zur Freude der aufmerksam gewordenen Passanten. Nur mit Hilfe eines zweiten «Sachverständigen» gelang es, das Ungestüm zum Stehen zu bringen. Die Buben wurden einem scharfen Verhör unterzogen, der Herr Pfarrer aber unter Verdankung der geleisteten Dienste für Volk und Armee entlassen.

Der kleine Familienfilm



Sagt, dass man dieses Jahr keinen Christbaumschmuck kaufen muss. Hier ist alles schön verpackt in Schachteln vom letzten Jahr her.



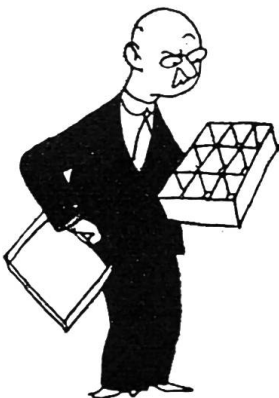
Öffnet erste Schachtel, die ein Dutzend winzige Kerzenstummeln enthält.



Fragt, wer die Schachtel mit Bethlis Puppenkleidern zu den Schachteln mit dem Weihnachtsschmuck gelegt hat.



In der nächsten Schachtel liegt ein Stoffsamichlaus, reizend, aber total von Motten zerfressen.



Die folgende Schachtel erweist sich als leer.



Ruft aus, ums Himmels willen, auf diese Schachtel muss sich jemand gesetzt haben.



Letzte Schachtel enthält eine Unmenge Watte und eine kleine grüne Kugel.



Seufzt und geht in die Stadt, um sich mit jährlichem Bedarf an Weihnachtsschmuck einzudecken.

Seit damals fragen wir ihn etwa scherzweise, wann er gedenke, seine Fahrkünste an einem Helikopter auszuprobieren.

Diese beiden Müsterchen zeigen, daß nicht nur ich gelegentlich in peinliche Situationen gerate. Im übrigen aber ist es wohl selbstverständlich, daß das Leben eines Pfarrers nicht nur aus einer Reihe für ihn oder die andern heitern Episoden besteht.

Jeder Einsichtige weiß um die Schwere des Pfarramts, aber gerade deshalb erinnert man sich besonders gern der hellen Punkte im dunklen Tuch.

Unter vier Augen

Elsa war das drittälteste einer vielköpfigen Familie. Der Vater war als jähzorniger, brutaler Mann bekannt. Die Mutter, ein merkwürdiges Weiblein mit geschliffenem Mundwerk, das Behörden, Lehrer und Pfarrer von Zeit zu Zeit mit ellenlangen schriftlichen Jeremiaden überschüttete, in welchen sie alle Schuld an ihrer zerrütteten Ehe und ihren zerlumpten, halbwildern Kindern andern in die Schuhe schob, und ihre Haushaltung und ihre Familie im Dreck verkommen ließ.

Hin und wieder meldete man dorfauf und ab von einem Krawall in der Familie X. Der Mann habe Frau und Kinder blau geprügelt, die Polizei sei aufgeboten worden, die Behörde müsse nun doch einschreiten, die Kinder seien gefährdet. Aber noch hatte man scheinbar zuwenig Gründe. Wer seine Familie auseinanderreißt, den mache er kalt, drohte der Mann. Zuzutrauen war es ihm schon. Das ganze Dorf ging ihm aus dem Weg.

Die Kinder mußten einem erbarmen. Wie oft suchte ich die Mutter an ihre Pflichten zu mahnen. Der Vater war selten zu sprechen und wurde dann gleich grob.

An einem Freitag ging im Schulhaus wieder die Kunde, bei X im Oberdorf (sie wohnten dort in einer baufälligen Hütte, die einer Räuberhöhle glich) habe es wieder einmal mehr einen fürchterlichen Krach gegeben. X habe Elsa blutig geschlagen. Der Arzt sei aufgeboten worden, aber der Alte habe ihm im Hausgang den Hund angehetzt. In dieses Wildwestmilieu gehöre ein Sheriff, aber kein Arzt, habe der Mediziner erklärt, der übrigens genau wußte, daß Frau X wieder einmal faustdick übertrieben hatte, als sie den Arzt alarmierte.

Aber einige Aussagen von Elsas Lehrerin machten mich doch stutzig. Ähnlich hatte

schon Frau X gesprochen und damit ihren Mann schlecht gemacht. Nur war auf dieses Weiblein eben kein Verlaß. Sie konnte anklagen und handkehrum wieder alles als null und nichtig erklären.

Nach der Religionsstunde nahm ich mir Elsa vor. Das Kind, früher mitteilhaft und aufgeweckt, war in der letzten Zeit mehr und mehr apathisch, ja geradezu faul geworden. Sie schwänzte die Stunden und sonderte sich von den andern ab.

Es wurde ein harziges Gespräch. Das eine brachte ich aus Elsa heraus: Es habe Angst vor dem Vater. Es wolle nie mit dem Vater allein zu Hause sein, er lasse ihm keine Ruhe und mache immer wieder dumme Bemerkungen. Die Andeutungen gingen also in einer ganz bestimmten Richtung.

Nun galt es zu handeln. Kurzerhand schrieb ich X auf einem Fetzen Papier: «Kommen Sie heute nachmittag um 3 Uhr in den kleinen Gemeindesaal in der Kirche, ich habe wegen Elsa dringend mit Ihnen zu reden.»

Aus verschiedenen Gründen wollte ich nicht bei der Familie selbst vorsprechen. Ich fürchtete den Hund, und vor allem, daß mir dort die Frau mit ihrem Gerede in die Quere kommen könnte.

Ich teilte mein Vorhaben kurz der Lehrerin mit und bemerkte scherzweise, daß sie nicht erstaunt sein solle, wenn ich anderntags mit etlichen Verbänden an Kopf und Gebeinen im Schulhaus erscheinen werde.

Ich hatte eigentlich nicht damit gerechnet, daß X wirklich kommen würde, und doch stand er um 3 Uhr bei der Kirche. Allerdings mit einem bösen Blick. Nach der Begrüßung deutete ich nach oben und ging voran. Der Gefürchtete folgte mir.

Ich kann nicht sagen, daß ich mich sicher fühlte und meine Stimme fest klang, als ich ihm meinen Verdacht mitteilte. Es wurde ein zähes Ringen. Wir beide standen uns am kleinen Tisch gegenüber. Er belauerte mich förmlich. Aber als er merkte, daß es ernst galt, todernst, da brach aus diesem Mann der ganze Groll eines verpfuschten Lebens und einer düstern Jugend hervor. Ihm hatte die Liebe gefehlt, darum war er hart, bitter und brutal geworden.

Es gab ein mühsames seelsorgerliches Gespräch. Im kleinen Saal wurde es dunkler und dunkler. Es gelang mir nicht, X soweit zu bringen, daß er Elsa freiwillig in eine andere Fa-

milie gab, aber er versprach mir, dieser künftig nie mehr zu nahe zu treten. Er hatte verstanden, daß es sich hier um eine letzte Warnung handelte, und daß meine Einmischung aus Liebe zu seinem Kinde erfolgte.

Später habe ich Elsa jede Woche unter vier Augen gefragt, wie es nun daheim stehe. Sie konnte mir berichten, es gehe nun viel besser. Gott hat wohl auf seine Weise noch ganz anders mit diesem Manne gesprochen, als ich es damals unter Zittern und Zagen getan habe. Anders kann ich mir die Änderung im Hause X nicht erklären.

Kein Kirchgänger

Der alte Knecht Christen war seit Jahrzehnten in der gleichen Familie in Stellung. Früher war er weitherum verschrien als Tunkenbold und Grobian. Sein unflätiges Tun hatte Gründe, die weit zurücklagen. Aber als die Kindeskinde der Meisterleute sich einstellten, änderte sich das Wesen Christens. Was alle Ermahnungen der Erwachsenen nicht vermocht hatten, den Kindern gelang es. Christen wurde zahmer und zahmer. Selten mehr ergab er sich dem Trunke. Das Fluchen und Ausdonnern unterließ er in Gegenwart der Kinder ganz. Sie hingen an ihm wie an einem Großvater. Er wurde ihnen ein besserer Betreuer als ein Kindermädchen. Unser Ältester, der Fünfjährige, hatte diesen Knecht vom ersten Tag an ins Herz geschlossen. Christen ließ ihn auf dem Pferd reiten, Christen nahm ihn zu sich auf den Bock, Christen erklärte ihm die verschiedenen Feldarbeiten. Christen war für Fritzli ein Engel, auch wenn dieser Engel zuweilen noch donnerte und wettete und weithin nach Stall roch. Kam Fritzli mit allzu deutlichen Spuren des Stalles nach Hause, und wollte man ihm deswegen Vorwürfe machen, so rief er entrüstet aus: «So schmöckt doch der Chrischte, das isch dank scho rächt!»

Das Weihnachtsfest rückte näher. Fritzlis größter Wunsch war, daß Christen an unserer Weihnachtsfeier teilnehmen würde. Er durfte

ihm ganz persönlich unsere Einladung mitteilen. Aber das war nun so eine Sache. In der Kirche war Christen seit Jahrzehnten nie mehr gewesen, und vom Pfarrer und Pfarrhaus hatte er seine eigenen, keineswegs schmeichelhaften Vorstellungen. Er sträubte sich mit Händen und Füßen.

Zweimal mußten wir telephonisch anfragen, ob Christen denn nicht komme. Schließlich ist er doch erschienen, im Sonntagsgewand, sauber rasiert. Und dann saßen wir froh vor den brennenden Lichtern und sangen die alten Weihnachtslieder, und, o Wunder, Christen sang mit. Er war der Mittelpunkt der Kinderschar. Das Kleinste saß auf seinen Knien.

Am andern Morgen war Christen einer der Ersten, der sonntäglich gekleidet den Gang zur Kirche antrat. Man denke, nach Jahrzehnten wieder zum ersten Male in die Kirche. Das halbe Dorf staunte.

An diesem Beispiel haben wir gelernt, wie nötig es ist, vom Schicksal hart gezeichneten Menschen nicht mit Belehrungen oder Vorwürfen, sondern mit stiller Liebe zu begegnen.

Der Pfarrer sitzt im Glashaus. Eine Frau aus der Gemeinde erklärte mir einmal: «Herr Pfarrer, wir sehen es jedesmal, wenn Sie zum Dorf hinausfahren.» Aber warum man zum Dorf hinausfuhr, in eines der andern Dörfer des großen Pfarrgebietes, das konnte jene Frau nicht wissen. Sie wußte nicht, daß es einmal eine Fahrt zu einer Schwerkranken war, das andere Mal nach X, einer zerrütteten Ehe wegen, oder zu einer Lebensmüden, oder zu einem Gemeindeglied, das unter der Not der Mischehe litt.

Mehr als einmal meldete uns ein Nachbar: «Sie haben wohl gestern nacht das Licht brennen lassen im Studierzimmer.» Er ahnte nicht, daß ein Verzweifelnder abends spät noch an die Pfarrhaustüre geklopft hatte.

Und doch ist es ein schönes Amt. Auch wenn es stets nur ein Säen auf Hoffnung bedeutet. An manchen kleinen Zeichen aus der Gemeinde darf der Pfarrer merken, daß sein «Laufen» nicht immer vergeblich war.